

Geschichte – Gesellschaft – Lebensgeschichte

Die Lektüre von Philippe Ariès Autobiographie „Ein Sonntagshistoriker“ war für mich ein Schlüsselerlebnis. Seine Schriften hatten mich schon seit Jahrzehnten begleitet. Seine „Geschichte der Kindheit“ bedeutete für mich als Familienhistoriker Anregung und Herausforderung. Seine „Geschichte des Todes“ eröffnete mir neue Zugänge zum Mittelalter. Insgesamt war und ist Ariès für mich der wichtigste Wegbereiter einer Historischen Anthropologie. Von seiner Autobiographie erwartete ich mir eine Einordnung seiner spezifischen Zugangsweise in die Strömungen der französischen Geschichtswissenschaft. Das bot sie mir auch. Etwas anderes wurde mir aber viel wichtiger: der Zusammenhang seiner Themenwahl mit seiner Lebensgeschichte.

Lebensgeschichtliche Erfahrungen lassen sich kaum auf abstrakte Kurzformeln reduzieren. So sei Ariès hier ausführlicher zitiert, um seine Praxis der Verbindung von wissenschaftlicher Arbeit, gesellschaftlichem Wandel und persönlichem Erleben zu veranschaulichen. Im Kapitel „Begegnung mit dem Tod“ schreibt Ariès: „Ich wurde also verfügbar. Natürlich hätte ich den bereits eingeschlagenen Weg fortsetzen und die Geschichte der Kindheit und der Familie weiterschreiben können. Ich hatte aber keine Lust mehr, etwas anderes zog mich an, das aus derselben dunklen und faszinierenden Zone zwischen Natur und Kultur zum Vorschein gekommen war: der Tod. Aber wie die Mehrheit meiner Altersgenossen hatte ich den Tod wenig erfahren: meine Großeltern waren dahingegangen, bevor meine Sensibilität alarmiert worden war (Kinder, Jugendliche verfügen über eine Regenerationsfähigkeit die eine sehr schnelle Vernarbung ermöglicht, von den Traumata abgesehen, die mir zumindest erspart geblieben sind). Der Tod meiner Großtante Laure, der mich am meisten getroffen hätte, ist in dem großen Durcheinander von 1940 fast untergegangen, und ich war weit weg. Mein erstes Drama ist der Tod meines Bruders 1945 gewesen (ich war dreißig!), nach dem wochenlangen besorgten Warten meiner Mutter, das beinahe eine Vorbereitung darauf gewesen war. Dieses Ereignis hat mein Innenleben verwandelt, und dennoch kann ich nicht sagen, daß es mich gezwungen hätte, mich tatsächlich mit dem Tod zu konfrontieren und ihn zu entdecken, so wie die Menschen früher durch Literatur und Ikonographie täglich dazu aufgefordert wurden. Nein, ich weiß heute, daß ich die Dimension des Abgrundes nicht sah. Der Schmerz meiner Eltern verfolgte mich, und mein ganzes Bestreben war eher darauf gerichtet, ihnen beizustehen, oder besser, sie wieder für die Zukunft aufzuschließen, und wohl auch, sie ihn vergessen zu lassen. Und doch der Tod wurde damals für mich wirklich eine Frage, nicht die Mortalität, nicht die Lebensdauer, der Widerstand gegen die Krankheit, also nicht der Tod im Sinne der Demographen und Ärzte, dem ich zur Zeit von ‘Histoire des populations’ allein in die Augen hatte schauen können. Nein es war der wirkliche und nackte Tod. Ich hatte ihn an dem Tag entdeckt als der Sarg meines Bruders in das Grab im Militärkarree des großen Friedhofs von Thiais bei Paris gesenkt worden war. Über den Umweg der Beerdigung ist der Tod in meine Überlegungen eingezogen, habe ich die große Tragik geahnt – nur geahnt –, und mir ist die Idee gekommen, den Tod mit den Mitteln des Historikers zu untersuchen, den einzigen über die ich verfüge. Ein anderer hätte sich der Philosophie, der Theologie, der Spiritualität, der Poesie zugewandt. Die Geschichte ersetzt für mich dies alles.“

Geschichte betreiben als eine Form der Bewältigung existentieller Probleme – ist das eine Aufgabe des Historikers? Die großen Theoriedebatten des Faches schweigen dazu. Bezug zum Leben ist kein Thema, wenn es um die

Richtungsstreitigkeiten der Geschichtswissenschaft geht. Auch die Geschichte der Geschichtswissenschaft erzählt uns vor allem von Ideen und Konzepten, die weitergegeben wurden, von Lehrer–Schüler–Verhältnissen, vielleicht noch von interdisziplinären Beeinflussungen. Aber daß ein Forscher, eine Forscherin aus ihrem Leben zu einem bestimmten Thema motiviert war, darüber hören wir kaum. War Philippe Ariès ein Ausnahmefall? Oder ist es der Ausnahmefall, über solche Motivationen zu sprechen? Der Tod des Bruders als Anstoß, sich mit der Geschichte des Todes zu befassen – kann gesellschaftlicher Bezug von Geschichte so unvermittelt aus individuellem persönlichen Erleben abgeleitet werden? Die Lebensgeschichte Philippe Ariès' führt uns an diesem Beispiel in komplexe Zusammenhänge:

“Bei dieser Gelegenheit der Umbettung des Bruders auf einen schöner gelegenen Friedhof, M.M.) habe ich die Bedeutung des Friedhofs, des Grabs und des ihnen erwiesenen Kults ermessen. Ich habe mich gefragt, ob das Gefühl, das ich registrierte, sehr alt sei. Woher kam es? Aus der Tiefe der Zeiten, über die Folklore vermittelt aus der vorchristlichen Antike? Ich hatte gerade eine Untersuchung abgeschlossen, bei der mir klar geworden war, daß der ebenso als zeitlos angesehene Familiensinn in Wirklichkeit eine junge Entdeckung war. Irgendetwas legte mir nahe, daß es beim Grabkult ähnlich gewesen sein könnte.”

In der Darstellung der Autobiographie tritt neben die emotionale Betroffenheit durch den Tod des Bruders und das persönliche Bedürfnis nach Bewältigung durch Geschichte sehr rasch eine distanzierte, stärker verallgemeinernde Betrachtungsweise. Philippe Ariès reflektiert seine persönlichen Gefühle und Bedeutungszuweisungen. Er sieht sie sozial bedingt und historisch geprägt. In dieser generalisierenden Form einer durch die Geschichte bestimmten Mentalität werden sie ihm zu einem Thema der Wissenschaft. Aus der Verbindung des reflektierten Erlebnisses mit Erfahrungen der bisherigen wissenschaftlichen Arbeit entsteht die der Forschung zugrundegelegte Hypothese: Überkommene Formen des Grabkults könnten wie die des Familiensinns ein historisch junges Phänomen darstellen. Mit dieser Relativierung einer vermeintlichen anthropologischen Konstante ist sicher eine wesentliche Form gesellschaftlicher Bewußtseinsbildung durch Geschichte angesprochen. Daß es Philippe Ariès in seiner Beschäftigung mit der Geschichte des Todes um gesellschaftliche Bezüge in der Gegenwart ging, zeigt seine Darstellung der Entstehung des Buches in seiner Autobiographie:

“Heute wo die Untersuchungen darüber wuchern, hat man Mühe zu glauben, wie unberührt dieses Thema Anfang der sechziger Jahre gewesen ist. Ich kann das Datum genauer angeben, an dem sich die Situation änderte und man aus dem Schweigen und dem Tabu heraustrat. Die amerikanische Verlegerin meines Buchs zur Kindheit, Blanche Knopff, war eine bemerkenswerte Frau, wie man sie in amerikanischen Filmen sieht, elegant, kühn, intelligent, mit viel Schminke und viel Schmuck – vielleicht war sie schon von dem Krebs befallen, an dem sie sterben sollte. Jedes Jahr kam sie nach Paris und lud mich ein, mit ihr im Ritz, wo sie sich einlogierte, ein Glas zu trinken. Und jedesmal stellte sie mir in perfektem Französisch die selbe Frage, die sie am nächsten Tag vergaß: Was bereiten sie jetzt vor? Jedesmal antwortete ich schüchtern, da ich die Reaktion kannte, daß ich das Verhalten angesichts des Todes untersuche. Und jedesmal wandte sie den Kopf ab und sagte: So etwas ist gar nichts für die Amerikaner! Nun, auf meiner ersten Reise in die Vereinigten Staaten 1965, besuchte ich sie in ihrem New Yorker Büro an der Madison Avenue. Sie hat mich selbstverständlich erneut gefragt, woran ich arbeite! Ich antwortete ihr, wie bei einem Routineverhör, und zu meinem großen Erstaunen sah sie mich lebhaft an und rief aus: Aber das ist sehr interessant, sehr interessant

für die Amerikaner!´ Bei derselben Reise in die Vereinigten Staaten las ich im Flugzeug zufällig in einer Zeitschrift, die die Stewardess ausgeteilt hatte, einen Bericht über das Buch von Gorer, der mich die letzte, aktuellste Veränderung der Einstellung zum Tod wahrnehmen ließ, die unter meinen Augen geschah und die ich nicht sah.”

Daß die aktuelle Diskussion eines Themas für die Arbeit des Historikers Bedeutung hat, steht für Philippe Ariès außer Debatte. Für sich selbst stellt er den Anspruch, die Gegenwartsdiskussion voll mitzuvollziehen. Als strukturelles Problem der Geschichtswissenschaft spricht diese Passage der Autobiographie die Frage der Themenführerschaft an. Die Aktualität wissenschaftlicher Themen ergibt sich aus Prozessen der Kommunikation. Dem Verlagswesen kommt in solchen Prozessen eine wichtige Rolle zu. Es vermittelt zwischen Öffentlichkeit und Wissenschaft sowie innerhalb der Wissenschaft zwischen den einzelnen Disziplinen. Das Beispiel von Philippe Ariès “Geschichte des Todes” zeigt, daß der Historiker in diesem Kommunikationsprozeß keineswegs nur der Reagierende sein muß.

Die Autobiographie von Philippe Ariès gibt – über die Genese seiner “Geschichte des Todes” hinaus – viele Beispiele für den Einfluß lebensgeschichtlicher Faktoren einerseits, gesellschaftlicher Bedingungen andererseits auf die Entwicklung der Geschichtswissenschaft. Zusammenhänge zwischen sozialem Wandel und der Weiterentwicklung des Faches herzustellen, ist ein vertrautes Erklärungsmodell, seit den späten sechziger Jahren für manche Historiker und Historikerinnen auch eine sich selbst gestellte Aufgabe. Lebensgeschichten von Wissenschaftlern vermitteln zwischen diesen Prozessen. Würden wir über mehr lebensgeschichtliche Zeugnisse von Historikern und Historikerinnen mit ähnlich offener Reflexion der Themenwahl verfügen, so könnten wir die Entwicklung unseres Faches in der Vergangenheit besser verstehen. Vor allem aber hätten wir für Gegenwart und Zukunft ein Instrumentarium, die von uns mitgestaltete Weiterentwicklung bewußt zu machen. Um einen solchen Rückblick und Ausblick dem Hintergrund persönlicher Erfahrungen im Fach geht es mir im Folgenden. Lebensgeschichtliche Bezüge können dabei allerdings nur ansatzweise Berücksichtigung finden.

Parallelen

Verfolgt man Prozesse des sozialen Wandels und Entwicklungstendenzen der Geschichtswissenschaft in den letzten Jahrzehnten, so zeigen sich vielfältige Entsprechungen. Manche dieser Parallelen waren intendiert. Die 1975 gegründete Zeitschrift “Geschichte und Gesellschaft” etwa machte es sich schon mit ihrem Titel zum Programm, gesellschaftsbezogene Geschichtswissenschaft zu betreiben. Ein solches Programm ist allerdings noch lange keine Garantie für realisierte Gesellschaftsrelevanz. Es mutet paradox an, daß gerade in dieser Zeitschrift und in ihrem unmittelbaren Umfeld gegen “grünschillernde Seifenblasen” im Fach schon in den achtziger Jahren polemisiert wurde. Gemeint war die sogenannte “grüne Geschichte” – eine meist pejorativ gebrauchte Bezeichnung für neue Ansätze der Alltagsgeschichte, der “Geschichte von unten” bzw. der Geschichtswerkstätten. Offenbar kann gerade der programmierte Gesellschaftsbezug, wenn er dogmatisch konzipiert ist, an aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen vorbei gehen.

Die Parallelen zwischen der sogenannten “grünen Geschichte” und der gleichzeitig politisch aktiv werdenden Grünbewegung sind tatsächlich auffallend. So scheint hier auf dem ersten Blick wirklich eine rasche Reaktion der Geschichtswissenschaft auf veränderte gesellschaftliche Problemlagen vorzuliegen.

An solchen Parallelen zwischen politischer und wissenschaftlicher Bewegung wären zu nennen:

- die Geschichtswerkstätten als Entsprechung zu basisdemokratischen Organisationsformen in der Politik. Laien und Experten wirken in ihnen gleichberechtigt zusammen,
- die neue Heimatgeschichte als Entsprechung zu lokalen Bürgerinitiativen, wissenschaftliches und politisches Handeln aus unmittelbarer Betroffenheit,
- Oral History als eine neue wissenschaftliche Methode, die den betroffenen Mitbestimmungsmöglichkeiten einräumt analog zu partizipatorischen Neuansätzen in der Politik,
- Engagement für Randgruppen, Minoritäten, Unterprivilegierte sowohl in der wissenschaftlichen Arbeit als auch in der politischen Bewegung,
- feministische Geschichtswissenschaft und Frauengeschichte analog zu politischen Emanzipationsbestrebungen,
- wissenschaftliches und politisches Engagement in kleinen Lebenswelten wie Dorferneuerung oder lokale Kulturarbeit,
- Zweifel an linearem Fortschrittsglauben in der Wissenschaft wie in der Politik.

Die Entsprechung zwischen solchen Neuansätzen in der Geschichtswissenschaft und gesellschaftlich-politischen Bewegungen in den achtziger Jahren sind auffällig. Ob man aus der Parallelität auf kausale Zusammenhänge schließen darf, läßt sich ohne eingehende Analyse nicht sagen. Eine solche Analyse müßte vor allem lebensgeschichtliche Erfahrungen berücksichtigen. Als Zeitzeuge würde ich aufs erste die Aussage wagen, daß die Neuansätze einer "grünen Geschichte" in Österreich aus einer ähnlichen Stimmungslage kamen wie die Grünbewegung – ein Urteil, das freilich bei näheren Gesprächen mit beteiligten Personen differenziert und vielleicht auch revidiert werden müßte. Die Einschätzung von Stimmungen kann trügen. Über die persönlichen Werthaltungen der damaligen Akteure im Fach liegen kaum schriftliche Zeugnisse vor. Bei vielen Aktivitäten dieser Art in Wien war ich persönlich dabei: bei den Anfängen der Oral History in Forschung und Lehre, bei der Sammlung und Edition von Zeugnissen der populären Autobiographik in der "Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen" bzw. in der Reihe "Damit es nicht verlorengeht", bei den ersten Experimenten mit dem lebensgeschichtlichen Ansatz in der Erwachsenenbildung an der Volkshochschule Ottakring, aus denen dann das "Modell Ottakring" hervorgegangen ist, beim "Medienverbundprogramm Alltagsgeschichte", bei dem ORF und Erwachsenenbildung zusammenwirkten, beim Projekt "Schmelztiegel Wien", das sich um besseres Verständnis für historisch gewachsene Migrantenkulturen in dieser Stadt bemühte und schließlich beim Band "Geschichte von unten", der 1985 ein erstes Resümee solcher Neuansätze versuchte. Werthaltungen wie emanzipatorisch, partizipatorisch, an den Problemen der Betroffenen orientiert waren den Trägern dieser neuen Aktivitäten im Fach sicher gemeinsam. Um solche gemeinsamen Werthaltungen geht es ja, wenn gesellschaftliche Grundlagen fachlicher Entwicklungen erklärt werden sollen, nicht um formale politische Gruppenzugehörigkeit.

Auch die Gegnerschaft gegenüber solchen Neuansätzen läßt sich gesellschaftlich einordnen. Lebensgeschichtliche Erfahrungen sind diesbezüglich ebenso aufschlußreich. Bei der Präsentation des Bandes "Schmelztiegel Wien" kam es zum Eklat, weil der präsentierende Spitzenpolitiker an der wissenschaftlichen Arbeit Kritik übte, um der ausländerfeindlichen Haltung der Freiheitlichen Partei keine Angriffsfläche zu bieten. "Das Medienverbundprogramm Alltagsgeschichte" geriet zunehmend unter den Druck von Interessen des "Österreichischen Gewerkschaftsbunds" in der Erwachsenenbildung. Schließlich wurde es Opfer eines sozialdemokratischen Ministerialbeamten, dessen "Klassentheorie" es nicht entsprach.

Sieht man in Neuansätzen der Geschichtswissenschaft in den achtziger Jahren eine Entsprechung zu gesellschaftlichen Strömungen der Zeit, so muß neben offenkundigen Parallelen auch darauf hingewiesen werden, daß wichtige Zeitprobleme von der Geschichtswissenschaft nicht aufgegriffen wurden. Eine simple Widerspiegelungstheorie trifft die Zusammenhänge offenbar nicht. Gerade im Kontext einer parallel zur Grünbewegung konstituierten "Grünen Geschichte" wäre eine rasche Etablierung einer Umweltgeschichte zu erwarten gewesen. Dazu ist es in Österreich – sehr zum Unterschied von anderen Ländern – lange nicht gekommen. Es gibt keinen Lehrstuhl, kein Institut, keine Zeitschrift für Umweltgeschichte. Umweltgeschichte blieb – soweit überhaupt vertreten – lange Zeit Sache einiger weniger Außenseiter des Fachs. Für Umweltbewußtsein und Umweltpolitik ist die Umweltgeschichte in Österreich wohl bis heute ziemlich bedeutungslos. Diese Situation ist insofern überraschend, als Umweltprobleme in Österreich von der Wissenschaft generell sehr früh und sehr engagiert aufgegriffen wurden. Eine große Zahl von Wissenschaftlern hat sich in solchen Fragen politisch eingesetzt. Es handelt sich dabei aber fast durchwegs um Naturwissenschaftler. Nur wenige Sozialwissenschaftler waren dabei, überhaupt keine Historiker. Sicher fühlten sie sich in den konkreten Anlaßfällen sachlich nicht kompetent. Aber wieso gab es kein Bemühen, sich in allgemeiner Weise eine fachübergreifende Sachkompetenz zu erwerben? Die Umweltgeschichte ist nicht das einzige Beispiel dafür, daß die Geschichtswissenschaft in Österreich auf brennende Zeitfragen nicht ausreichend reagierte. Man könnte etwa an die in Österreich Wohletablierte Wirtschaftsgeschichte die Frage richten, warum die bedrohlichen Veränderungen auf den Finanzmärkten von ihr noch nicht thematisiert wurden. Ein für die politische Bewußtseinsbildung derart wichtiges Buch wie "Die Globalisierungsfalle" wäre eigentlich von einem Wirtschaftshistoriker zu erwarten gewesen.

Ein Beispiel für eine deutliche Parallelentwicklung zwischen gesellschaftlichen Problemlagen und geschichtswissenschaftlichen Neuansätzen ist die Historische Familienforschung. Sie ist in Österreich – im internationalen Vergleich gesehen – sehr stark entwickelt. Ich möchte auf sie ein wenig näher eingehen, weil mir auf diesem Gebiet die lebensgeschichtlichen Vermittlungsformen zwischen Gesellschaft und Wissenschaft recht gut vertraut sind.

Um die besondere Aktualität von Familienfragen in den sechziger Jahren zu veranschaulichen, mögen ein paar Hinweise genügen. Der Umschwung von "Baby-boom" der frühen zum "Pillenknicke" der späten sechziger Jahren war eine im Alltagsleben mitvollziehbare Veränderung des generativen Verhaltens, wie sie in dieser Radikalität wohl historisch noch nie dagewesen war. Ebenso einschneidend empfunden wurde der Wandel im sexuellen Verhalten. Mit der sogenannten "sexuellen Revolution" wurde vorehelicher Geschlechtsverkehr von Jugendlichen zu einer Selbstverständlichkeit. In den 1968 und in den folgenden Jahren entstandenen Jugendbewegungen kam es zu einer radikalen Infragestellung überkommener

Familienformen. Das Schlagwort vom "Tod der Kleinfamilie" und die "Kommune" als Gegenmodell setzten in der öffentlichen Diskussion markante Akzente. Nicht nur die "Kinderladen"-Bewegung stimulierte die Debatte um neue Formen der Kindererziehung. Wie vielfach in Zeiten von Jugendbewegungen war das Thema Autorität und Familie im öffentlichen Diskurs stark präsent. Weniger Beachtung fand die veränderte familiäre Situation der Alten, die sich aus dem Anstieg der Lebenserwartung ergab. Ein zentrales Diskussionsthema war schließlich die weltweite Bevölkerungsexplosion. Das Bemühen, sie in den Griff zu bekommen, führte zu direktem Kontakt von Politik und Wissenschaft, auch von Geschichtswissenschaft.

Daß in den sechziger Jahren in den USA und in Westeuropa und mit einigen Jahren Verzögerung auch in Mitteleuropa familienhistorische Studien einsetzten, die sich in kürzester Zeit als eine anerkannte neue Richtung innerhalb des Faches etablieren konnten, steht zweifellos mit diesen aktuellen gesellschaftlichen Diskussionen in Zusammenhang. Eine 1980 erschienene Bibliographie zur Sozialgeschichte der Familie verzeichnete bereits über 6000 Titel. Sie verteilten sich auf verschiedene historische Teildisziplinen wie Rechtsgeschichte oder Kirchengeschichte sowie auf alle Epochenfächer. Bezüglich des Familien – Themas scheint die Geschichtswissenschaft relativ schnell auf aktuelle gesellschaftliche Bedürfnisse reagiert zu haben.

Aus dem Miterleben der Genese familienhistorischer Forschung in Österreich bzw. im deutschsprachigen Raum glaube ich sagen zu können, daß es sich bei diesem neuen Paradigma keineswegs um eine planmäßige und vielfach auch gar nicht um eine bewußte Reaktion auf die gesellschaftliche Situation gehandelt hat. Für mich persönlich kann ich sagen, daß die Weichenstellung zu langfristiger Forschungsarbeit auf dem Gebiet der Sozialgeschichte der Familie nicht primär durch gesellschaftspolitische Diskussionen ausgelöst wurde, auch nicht durch die eigene Familiensituation – Dreigenerationenfamilie mit vier Kindern, in den frühen siebziger Jahren eine eher außergewöhnliche Konstellation -, sondern durch einen Zufallsfund. Bei der Beschäftigung mit der Herkunft der eigenen Familie im Sommerurlaub 1972 stieß ich im Archiv einer kleinen ländlichen Pfarre bei Salzburg auf einen "Liber status animarum", ein Verzeichnis der Personen nach Hausgemeinschaften, das die Rekonstruktion von Familienformen für eine derart frühe Epoche ermöglichte. Mir war damals nicht bekannt, daß zur gleichen Zeit Peter Laslett in England und Lutz K. Berkner in den USA auf der Basis der selben Quellentyps an familienhistorischen Untersuchungen arbeitete. Ich erinnere mich bloß an das eigenartige Gefühl, eine besonders bedeutungsvolle Quelle in Händen zu halten, ohne die Bedeutsamkeit konkret benennen zu können. Die Quellengattung der "Libri status animarum" gibt es in vielen tausenden Exemplaren. Kennern von Pfarrarchiven war sie seit langem bekannt. Wenn damals drei Forscher voneinander unabhängig diese Quelle für die Historische Familienforschung "entdeckten", so liegt das offenbar auf der Ebene unreflektierter Bedeutsamkeit, die wohl insgesamt bei wissenschaftlichen Innovationen eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen. Vielleicht sollte man sich bemühen, sie stärker bewußt zu machen, und sich nicht allzu sehr auf das "Gespür" des Forschers verlassen.

In der Lehre waren meiner Annäherung an das Familienthema schon Schritte vorangegangen, die bei der Neuorientierung in der Forschung sicher eine Rolle spielen. So hat - im Nachhinein betrachtet - diese Weichenstellung mehr "System" als ich es in der Situation selbst empfand. Im Wintersemester 1971/2 hielt ich erstmals für Lehramtskandidaten der Geschichte eine Vorlesung "Geschichte der Familie", bei der ich mich allerdings ausschließlich auf Literatur stützte. 1969 war der

neue Lehrplan für das Fach "Geschichte und Sozialkunde" in Kraft getreten, der unter den "sozialkundlichen Bildungstoffen" an erster Stelle "Primärgruppen" vorsah, also auch Familie. In einer 1971 in Hinblick auf dem neuen Lehrplan gegründeten Zeitschrift "Beiträge zur historischen Sozialkunde" hatte ich dementsprechend schon zur Sozialgeschichte der Familie publiziert. Das Gymnasialfach "Geschichte und Sozialkunde" war eine Reaktion auf die Entwicklung der Sozialwissenschaften, an denen der Unterricht auf der Sekundarstufe nicht länger mehr vorbeigehen konnte. Für manche Historiker bedeutete es eine Zwangsehe, für andere wiederum eine besondere Chance. In den späten sechziger Jahren war es ja auch in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft zu einem zunehmenden Interesse an interdisziplinärer Zusammenarbeit mit den Sozialwissenschaften gekommen. Die Familiensoziologie eignete sich dabei besonders gut als Gesprächspartner. Von Fragen der Gegenwartsgesellschaft ausgehend war sie zu Fragen des sozialen Wandels und damit in die historische Dimension vorgestoßen. Für Historiker gab es daher einerseits thematische Anknüpfungspunkte, andererseits Möglichkeiten zur Korrektur von familienhistorischen Annahmen, die in der Nachbardisziplin auf allzu ungesicherter Quellenbasis aufgestellt worden waren. Die allgemeinen Rahmenbedingungen des Dialogs zwischen Geschichte und Soziologie sowie das spezielle Interesse vieler Familiensoziologen an historischen Grundlagen aktueller Phänomene bildeten wichtige Voraussetzungen für die rasche Entfaltung der Historischen Familienforschung. Die kommunikativen Voraussetzungen für den innerwissenschaftlichen Austausch sowie den Austausch zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit waren in diesem Fall besonders günstig. Man wird die Erfahrungen, die hier zu einer raschen Neuorientierung der Geschichtswissenschaft geführt haben, nicht verallgemeinern dürfen. Der Regelfall ist eine derart rasche Reaktion auf neue gesellschaftliche Problemfelder sicher nicht.

Barrieren

Die Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat in verschiedenen Lebensbereichen mit zunehmender Beschleunigung zu gesellschaftlichen Veränderungen geführt. Die Strukturen der Wissenschaftsorganisation hingegen sind in vieler Hinsicht durch Faktoren der Beharrung charakterisiert. Wenn gerade in der Geschichtswissenschaft Antworten auf aktuelle Fragestellungen eher die Ausnahme bilden, so mag das mit solchen Kräften der Beharrung in der Wissenschaftsorganisation zusammenhängen.

Wissenschaftlerkarrieren sind meist durch eine lange Phase der Abhängigkeit charakterisiert. Die Abhängigkeit von akademischen Lehrern und Vorgesetzten führt oft zu einem starken Anpassungsdruck. Wenn man mit der Habilitation die Unabhängigkeit erreicht hat, ist es für innovatorische Neuansätze vielfach zu spät. Und der Zeitpunkt dieser Verselbständigung ist in den letzten Jahrzehnten wesentlich hinaufgerückt.

In einem tendenziell eher bewahrenden System der Wissenschaftsorganisation die Chance zu Veränderung zu bekommen, ist nicht immer persönliches Verdienst. Konstellationen des akademischen Umfelds spielen eine entscheidende Rolle. In meiner fachlichen Entwicklung wie in meinen Wirkungsmöglichkeiten verdanke ich solchen Konstellationen viel: Mit 22 Jahren als wissenschaftliche Hilfskraft an einem zunächst völlig verwaisten Institut, ein Institutsvorstand, der außerhalb der Universität seine Laufbahn absolviert hatte und

der in echter Liberalität vielfältige Meinungen, Themen, Zugangsweisen zuließ und bis ins Alter für neue Wege aufgeschlossen war, ein Institut, das seit den sechziger Jahren ständig expandierte und damit die Chance, mit jungen Mitarbeitern neue Themen und Projekte zu beginnen. Im Wirkungskreis des eigenen Instituts gab es kaum Barrieren, neuen gesellschaftlichen Herausforderungen an die Geschichtswissenschaft Rechnung zu tragen. Eine besonders begünstigte Situation, sicher nicht der Normalfall.

Als Hindernis für eine stärkere Berücksichtigung gesellschaftlich relevanter Themen in der Geschichtswissenschaft spielen traditionelle Disziplinengrenzen sicher eine entscheidende Rolle. Zum Unterschied von anderen Disziplinen ist die Geschichtswissenschaft viel stärker auf die Vermittlung solcher Themen durch gegenwartsorientierte Sozialwissenschaften angewiesen, die Sozialgeschichte auf die Soziologie, die Wirtschaftsgeschichte auf die Ökonomie etc. Vielfach kann der Historiker nur in Kooperation mit Vertretern solchen Gegenwartswissenschaften in kompetenter Weise Stellung beziehen. Der vermittelte Gegenwartsbezug wirft jedenfalls auch dann Probleme auf, wenn das Bemühen um Relevanz gegeben ist. Die Vielfalt der möglichen bzw. notwendigen interdisziplinären Gesprächspartner kann – bei besten Absichten – letztlich entmutigend wirken.

Wenn ich mich in meiner Lebensgeschichte an Erlebnisse der Interdisziplinarität zurückerinnere, so ist die erste Assoziation Angst. Für einen Historiker, noch dazu von der Mediävistik kommend, war in den späten sechziger und frühen siebziger Jahren die Begegnung mit den Sozialwissenschaften eine Erfahrung von Fremdheit in der Sprache, in den Begriffen, in der Theoriebildung. Daß Fremdheit Angst bewirkt, erfahren wir häufig. Aus meinen persönlichen Erleben würde ich die Hypothese aufstellen, daß ein Haupthindernis für gelungene Interdisziplinarität in Ängsten der Wissenschaftler begründet ist.

Nach der Einrichtung des Faches "Geschichte und Sozialkunde" waren wir Historiker gezwungen, uns der Interdisziplinarität zu stellen – mit der Soziologie, insgesamt mit den Sozialwissenschaften. In der Ausbildung der Lehramtskandidaten wurde damals ein interdisziplinäres Seminar obligatorisch gemacht, das von zwei Vertretern unterschiedlicher Disziplinen gemeinsam gehalten werden muß. Ich persönlich habe mir die Interdisziplinarität insofern leichter gemacht, als ich solche Seminare mit Kolleginnen und Kollegen abhielt, mit denen ich mich gut verstand. Ein Gespräch unter Freunden: ich merke den Unterschied zu wissenschaftlichem Alltagsgespräch innerhalb des Faches nicht mehr. Interdisziplinarität hat sicher auch eine soziale Komponente. Was an Interdisziplinarität zur Vermittlung von gesellschaftlichen Fragestellungen an die Geschichtswissenschaft notwendig ist, läßt sich wohl nicht generell auf dieser Basis organisieren.

Als Barriere für die Entfaltung einer gesellschaftsbezogenen Geschichtswissenschaft ist schließlich der Umstand zu nennen, daß aus der Öffentlichkeit an den Historiker vielfach ganz andere Themen herangetragen werden als sie gesellschaftlich notwendig wären. Das klingt paradox: Die Gesellschaft sucht bei der Geschichtswissenschaft anderes als sie wirklich braucht. Man könnte auch die Meinung vertreten, wenn Historiker um gesellschaftliche Bedürfnisse besser Bescheid zu wissen glauben, ist das ein arroganter Standpunkt. Tatsächlich wird an die Geschichtswissenschaft herangetragen, was sie bisher geboten hat. Daß sie für Gedenktage und Jubiläen zuständig ist, das weiß jeder. So haben Historiker ihren sicheren Platz, wenn es aus Anlaß der Erstnennung des Namens "Österreich" vor einem Millennium oder die Revolution von 1848 vor 150 Jahren um festliches Gedenken geht. Braucht das die Gesellschaft? Vielleicht zur Identitätsstiftung in der Gegenwart. Aber das kann heute sicher nicht mehr die Hauptaufgabe der

Geschichtswissenschaft sein. Daß die Geschichtswissenschaft als Umweltgeschichte oder als Historische Familienforschung zur Lösung von Gegenwartsfragen beitragen kann, das ist für die Öffentlichkeit nicht so selbstverständlich. Deshalb werden diesbezüglich viel weniger Fragen an sie herangetragen. Von einer Öffentlichkeit, die identifikatorische Geschichtswissenschaft gewöhnt ist, darf nicht angenommen werden, daß sie von dieser Disziplin gesellschaftliche Einsichten erwartet. Daß sie das vermag, muß sie selbst vermitteln. Traditionelle Erwartungen bedeuten dabei ein wesentliches Hindernis.

Das Erlebnis, als Historiker zu aktuellen Fragen kompetent beitragen zu können, habe ich in meiner Lebensgeschichte relativ spät gehabt. Ich war bereits Professor, als ich mich intensiver mit der Sozialgeschichte der Familie, der Kindheit der Jugend, des Alters zu beschäftigen begann. Zu solchen Themen über den Kreis von Fachkollegen hinaus referieren und diskutieren zu können, bedeutete mir viel. Es hat meiner wissenschaftlichen Arbeit eine neue Richtung gegeben. Traditionelle Erwartungen vom Typus der Gedenktagsgeschichte wurden gar nicht mehr an mich herangetragen. Jubiläumskritische Publikationen über die Ideologiegefahr solcher Formen des Geschichtefeierns haben mich endgültig dagegen abgesichert.

Netzwerke

In Hinblick auf die vielfältigen Hindernisse - das Spektrum ließe sich über die hier angeführten hinaus erweitern – erscheint es erstaunlich, daß die Geschichtswissenschaft in den letzten Jahrzehnten so viele aktuelle Bezüge aufgegriffen hat. Wo solche Aktualität gelungen ist, darf man auf eine funktionierende Kommunikation zwischen Geschichtswissenschaft und Gesellschaft schließen. Die Formen solcher Kommunikation können sehr unterschiedlich sein. Wissenschaftlichen Publikationen ist wenig darüber zu entnehmen. Lebensgeschichtliche Erfahrungen von Wissenschaftlern wären diesbezüglich wohl eine aufschlußreiche Quelle. Solche Erfahrungen systematisch zu sammeln, könnte eine gute Grundlage dafür bieten, um Strategien zu entwickeln, wie Aktualitätsbezüge des Faches erweitert und vertieft werden könnten. Von solcher Planungsarbeit für die Zukunft sind wir derzeit weit entfernt. Es stehen nicht einmal genügend lebensgeschichtliche Selbstzeugnisse von Historikern zur Verfügung, um solche Wege für die Vergangenheit zu rekonstruieren. So möchte ich mich abschließend darauf beschränken, ein paar soziale Netzwerke zu beschreiben, die mir für meine eigene Arbeit wichtig gewesen sind. Mag sein, daß manches übertragbar ist. Die mir wichtig gewordenen Netzwerke möchte ich – der notwendigen Kürze halber – ihres lebensgeschichtlichen Kontexts entkleidet und auf Grundstrukturen reduziert behandeln.

Die 1971 gegründete Lehrerfortbildungszeitschrift "Beiträge zur historischen Sozialkunde" hat mir den Kommunikationskreis Lehrer – Schüler - Geschichtsunterricht erschlossen und eine Verbindung zwischen Universität und höherem Schulwesen hergestellt. Zur schriftlichen Form der Lehrerfortbildung ist in logischer Konsequenz die mündliche auf Fortbildungsseminaren hinzugekommen. Die breite Themenvielfalt, die der Bezug zum Geschichte und Sozialkunde-Unterricht notwendig machte, bedeutete eine besondere Herausforderung. Von den Kreuzzügen bis zur Jugendkultur im ausgehenden 20. Jahrhundert, von der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung bis zum Totenkult im interkulturellen Vergleich – ohne die Herausforderung schulischer Bedürfnisse hätte ich mich wohl

nicht einer derart weiten Themenpalette gestellt. Auch der Art der Darstellung, wie sie für die Umsetzung an der Schule erforderlich ist, verdanke ich viel: komprimierte Form, Besinnung auf das Wesentliche, Bemühen um Anschaulichkeit und Verständlichkeit. Neue Kommunikationskreise der Wissenschaft bzw. des Wissenschaftlers bestimmen auch neue Kommunikationsformen. Themen und Zugangsweisen, wie ich sie mir in der Mitarbeit an den "Beiträgen zur historischen Sozialkunde" erarbeitet habe, sind für meine Sicht einer Neuorientierung der Geschichtswissenschaft als Historische Anthropologie bestimmend geworden. So ist der Kommunikationskreis, der über Lehrer und Schüler Aktualitätsbezüge der Geschichtswissenschaft einholt, für mich lebensgeschichtlich von besonderer Bedeutung.

Für einen zweiten mir sehr wichtigen Kommunikationskreis steht als Institution die seit 1983 am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien aufgebaute "Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen", in der Zeugnisse der populären Autobiographik gesammelt werden. Dieser Kommunikationskreis stellt Verbindungen zu den Bereichen Erwachsenenbildung, Verlagswesen und Öffentlichkeitsarbeit her. Die "Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen" ist aus Radiosendungen entstanden, in denen in Anschluß an Gespräche mit Autorinnen und Autoren von Autobiographien gebeten wurde, ähnliche Selbstzeugnisse einzusenden. Es folgten Aufrufe in Zeitungen. Auch in Gesprächskreisen in Institutionen der Erwachsenenbildung wurde die Anregung weitergegeben, lebensgeschichtliche Erinnerungen aufzuzeichnen. In der Editionsreihe "Damit es nicht verlorengeht" edierten wir solche Zeugnisse der populären Autobiographik – ebenso mit der Bitte, ähnliche Aufzeichnungen einzusenden. So entstand um die "Dokumentation" ein reger Austausch mit einem breiten Publikum: mit den Leserinnen und Lesern der Bände, mit den Autorinnen und Autoren durch individuelle Korrespondenz sowie durch standardisierte Rundbriefe, in Veranstaltungen der Erwachsenenbildung in mündlicher Form. In diesem Austausch wurden neue Wege geschichtswissenschaftlicher Bildungsarbeit erschlossen. Unter dem Stichwort "Aus Lebensgeschichte lernen" versuchten wir diese didaktischen Modelle zu systematisieren. Aber auch für die wissenschaftliche Forschung eröffnete die "Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen" neue Möglichkeiten. Sie bietet praktisch zu jedem Thema der neueren Alltagsgeschichte reiches Material und ermöglicht so, in einer für die Geschichtswissenschaft ungewohnten Weise problemorientiert Quellenmaterial aufzuarbeiten. Auch andere sozialwissenschaftliche Disziplinen erschließen zunehmend diesen Fundus, der für qualitative Forschungen besondere Möglichkeiten bietet. So stellt die Sammlung auch einen Ansatzpunkt interdisziplinärer Zusammenarbeit dar. Für meine eigenen Arbeiten auf dieser Quellengrundlage war es mir wichtig, von Erfahrungen, Einstellungen und Erlebnisweisen von Menschen auszugehen. Nicht nur die Themen auch die Zugangsweise zu einer als Historische Anthropologie verstandenen Geschichtswissenschaft hat das wesentlich beeinflusst.

Ein dritter für meine Arbeit wesentlicher Kommunikationskreis betrifft den innerwissenschaftlichen Austausch. Im "Interuniversitären Institut für interdisziplinäre Forschung und Fortbildung" (IFF) habe ich einen institutionellen Rahmen dafür gefunden. Die schon lange abgehaltenen interdisziplinären Seminare konnte ich hier fortsetzen, ebenso durch einige Semester ein interdisziplinäres Dissertantenkolloquium abhalten. Daran schloß eine zweijährige Pilotphase für ein interdisziplinäres und international zusammengesetztes Graduiertenkolleg "Historische Anthropologie" an. In diesem Rahmen erlebte ich in besonders überzeugender Weise, wie fruchtbar solche Kommunikationsformen sein können.

Die mangelnde Aufgeschlossenheit und Förderungsbereitschaft des "Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung in Österreich" machte diesem Experiment ein Ende. Von den Neuansätzen, die das Graduiertenkolleg erbrachte, bleibt zumindest die Notwendigkeit der Reflexion lebensgeschichtlicher Voraussetzungen des wissenschaftlichen Arbeitens ein bleibender Gewinn. Aus den Erfahrungen der Kooperation am IFF insgesamt scheinen mir jedenfalls drei Gedanken wesentlich Zunächst: Interdisziplinäre Kommunikation, die gesellschaftlich relative wissenschaftliche Arbeit sichern soll, bedarf der Kontinuität und damit der Institution. Dann: Eine derart betriebene interdisziplinäre Wissenschaft muß ihre Theorie, ihre Organisation und ihre Didaktik reflektieren und das im Zusammenhang dieser drei Bereiche. Schließlich: Interdisziplinarität hat soziale Voraussetzungen, nämlich eine Atmosphäre, in der man sich auch wirklich ungeschützt der Begegnung mit fachlich Fremdem und Fremden aussetzen kann.

Ein vierter Kommunikationszusammenhang meiner fachlichen Arbeit betrifft die Verbindung zwischen wissenschaftlicher Arbeit und einem exemplarischen Basisfeld. Gemeinsam mit einem Kollegen der Soziologie leite ich am "Österreichischen Institut für Familienforschung" ein Forschungsprojekt über "Migrantenfamilien aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei". Die Aktualität eines solchen Projekts bedarf wohl keiner näheren Erläuterung. Die Durchführung der Projektarbeiten erfordert sowohl direkten Kontakt zu Migranten als auch zu Experten, die mit Problemen von Migrantenfamilien zu tun haben wie Sozialarbeitern, Krankenhauspersonal, Lehrern, Richtern. In einem wissenschaftlichen Unternehmen mit derart starken Aktualitätsbezug ist der Historiker besonders gefordert. Erklärungsversuche aktueller Problemfelder von Migrantenfamilien aus ihrer Herkunftskultur müssen nicht nur traditionelle Strukturen berücksichtigen, sondern auch deren Veränderung durch beschleunigten Wandel und Einflüsse im Zug von Migrationsprozessen. Schwierig ist es sicher auch, die richtige Balance zwischen wissenschaftlicher Analyse und praktischen Schlußfolgerungen zu finden. Wo die Kompetenz des Wissenschaftlers endet, ist nicht eindeutig, die Gefahr, die Grenze zwischen Engagement und Aktionismus zu überschreiten, stets präsent. Sich auf Lebensgeschichten von Zuwanderern einzulassen, läßt sich mit wissenschaftlicher Distanz nicht ohne weiteres vereinbaren. Das alles aber sind lösbare Probleme. Für mich persönlich ist es wichtig, zumindest in einem Bereich, die Verbindung zwischen wissenschaftlicher Arbeit und aktuellem Problemfeld exemplarisch herzustellen.

Verglichen mit anderen Historikern ist der Kommunikationskreis der internationalen Wissenschaftskontakte in meiner Arbeit unterentwickelt. Ich bin kein Tagungsreisender und beschränke Gastvorträge auf ein Minimum. Austausch innerhalb der Wissenschaft erfolgt meiner Überzeugung nach in schriftlicher Form effektiver als in mündlicher. Der Buchdruck ist schon seit langem erfunden. Eine Ausnahme stellen für mich Kontakte zur Wissenschaft in Ost- und Südosteuropa dar – nicht nur, weil westliche Publikationen dort unerschwinglich teuer sind. Nach der Wende von 1989 habe ich systematisch Verbindungen aufzunehmen versucht, nach Prag, Bratislava, Budapest, Laibach, Zagreb, Belgrad, Sofia, Blagoevgrad. In Prag kam es zum Aufbau einer Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen, die mit der Wiener Dokumentation eng zusammenarbeitet, weiter zu einem gemeinsamen Forschungsprojekt "Soziale Strukturen in Böhmen", das nun schon seit vielen Jahren läuft und aus dessen Mitarbeitern einige hoch qualifizierte Nachwuchsforscher hervorgegangen sind. Ziel ist also Kontinuität der Zusammenarbeit. Das gilt auch für die Kontakte nach Bulgarien. Die Winter-Balkan-Meetings in Bansko, die ich nun schon seit fünf Jahren gemeinsam mit

österreichischen Mitarbeitern besuche, bieten Kontaktmöglichkeiten auf verschiedenen Ebenen: mit Wissenschaftlern- keineswegs auf Historiker beschränkt, mit Studenten, die an den von mir geleiteten Kursen zu historisch – anthropologischen Themen teilnehmen, und schließlich zu Menschen einer uns sehr fremden Lebenswelt an den jeweiligen Tagungsorten. In meiner Arbeit haben die Ost - und Südosteuropa–Kontakte das komparative Element gestärkt, aber auch darüber hinaus Themenwahl und Zugangsweisen beeinflusst. Auch diesbezüglich gilt für mich: Zumindest ein exemplarischer Stützpunkt ist notwendig, um ein wichtiges Kommunikationsfeld abzudecken Und daß internationale Kommunikation für eine gesellschaftsbezogene Geschichtswissenschaft essentiell ist, steht wohl außer Frage.

Modelle von Netzwerken zwischen wissenschaftlicher Arbeit und gesellschaftlichen Handlungsfeldern sind sicher nicht ohne weiteres übertragbar. Warum ein Wissenschaftler diese oder jene Kommunikationsform besonders bevorzugt, hängt sicher mit seiner lebensgeschichtlichen Entwicklung insgesamt zusammen. Solchen Zusammenhängen durch Selbstreflexion auf die Spur zu kommen, kann für die eigene Weiterentwicklung wichtig sein. Ob man es alleine schafft, ist die Frage. Gesprächspartner mögen in einem solchen Prozeß hilfreich sein. Sich mit Zusammenhängen zwischen Lebensgeschichte und Wissenschaftsentwicklung auf einer allgemeinen Ebene zu beschäftigen, hat sicher für die Wissenschaftsgeschichte Bedeutung und – wichtiger noch – soweit wir aus der Wissenschaftsgeschichte zu lernen bereit sind – für die Wissenschaftsplanung. Die Autobiographie von Philippe Ariès hat mir diesbezüglich ganz neue Einsichten vermittelt, vielleicht gerade deshalb, weil sie so atypisch ist. Außerhalb der Historikerzunft stehend konnte Ariès einen höchst eigenständigen Weg gehen, ohne durch die Barrieren der klassischen Universitätslaufbahn behindert zu sein. Vielleicht war seine zukunftsweisende Arbeit als Wegbereiter einer historisch – anthropologischen Neuorientierung der Geschichtswissenschaft gerade durch diese Unabhängigkeit möglich. Wie auch immer – wir können aus Lebensgeschichte lernen, auch aus der von Wissenschaftlern. Und wir sollten uns darum bemühen, wenn uns eine gesellschaftsbezogene Geschichtswissenschaft ein Anliegen ist.